

Derek S. Linton, »Who has the Youth, has the Future«. The Campaign to save young workers in Imperial Germany, Cambridge UP, Cambridge 1991, 319 S., geb., 30 £.

Derek Linton hat mit seiner hier vorzustellenden Arbeit die Literatur zur Geschichte von Jugend und Jugendpolitik im wilhelminischen Deutschland um eine gründliche und anschaulich geschriebene Studie bereichert. Wenn sich die Forschung bislang überwiegend mit der (bürgerlichen) Jugendbewegung beschäftigt hat, man viel über Ideen- und Organisationsgeschichte hat lesen können, so macht Linton in seiner Darstellung der Jugendpflege den Versuch, eine Geschichte zugleich der Klientel wie auch der Institutionen zu schreiben. Folgerichtig beginnt er seine Studie zur Jugendpflege des Kaiserreiches – zu all den Bemühungen, die freie Zeit der Arbeiter- und Unterschichtenjugendlichen unter Kontrolle zu halten – mit einer konzisen Beschreibung der im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts an Zahl schnell zunehmenden Gruppe der jugendlichen Industriearbeiter. In den Arbeiterjugendlichen sieht Linton »symbols and symptoms of the rapid social and economic modernization that Germany was undergoing« (S. 19), vor allem aber sind sie ihm »structural foundations and objective preconditions« (S. 17) der Jugendpflege. Der umfassende Blick auf die Bemühungen der Kirchen und bürgerlichen Vereine ebenso wie der Protagonisten der Fortbildungsschulen um eine »sinnvolle«, in jedem Fall aber beaufsichtigte freie Zeit der Arbeiterjugendlichen, um eine Schließung der vielbeschworenen Lücke zwischen Schulbank und Kaserne (bzw. Heirat im Fall der weiblichen Jugendlichen) hält Linton jedoch mit Recht davon ab, Jugendpflege allein als Ausdruck staatlicher Politik zu sehen. Der berühmte preußische Jugendpflegeerlaß aus dem Jahr 1911 erfährt somit eine Einordnung, die ihm nicht die Bedeutung raubt – die vor allem in deutschen Darstellungen gelegentlich überbetont wird –, aber doch deutlich macht, daß der Eintritt des Staates in die Jugendpflege nur eine Etappe, ein Schritt hin zur Zentralisierung und Militarisierung der Jugendpflege darstellte, keinesfalls aber als Ausgangspunkt der Jugendpflege betrachtet werden kann.

Wenn aber nicht der Staat am Beginn der Bemühungen um die aus allen traditionellen Bindungen – Gesindedienst, Handwerkslehre, Elternhaus – herausgefallenen Arbeiterjugendlichen stand, wer war es dann? In der Beantwortung dieser Frage gelingt Linton durchaus, was ihm als Ziel seiner Arbeit offenbar vorschwebte: Nicht allein eine selbstgenügsame Geschichte der Jugendpflege zu schreiben, sondern zugleich ein Stück der Gesellschaftsgeschichte des Kaiserreiches offenzulegen. In sanfter Anlehnung an Antonio Gramsci deutet Linton alle Jugendpflege als ein politisches Projekt des Bildungsbürgertums mit dem Ziel der Errichtung einer »Hegemonie« über die Arbeiterjugend. Zugleich erscheint ihm dieses Projekt aber auch als Ausdruck des Wandels »from individualist to social liberalism at the turn of the century« (S. 5). Gleichwohl scheint Vorsicht angebracht, wenn Linton von einer solchen Sichtweise aus die Modernität der Jugendpflege – und ebenso auch die Modernität des deutschen Kaiserreiches – betonen will. Ist es möglich, das Konzept der Fortbildungsschulen als dezidiert »modern« zu werten, weil nicht die antimodernen Interessenorganisationen des Handwerks, sondern die »modernen« »liberal educators« hierbei die treibende Kraft waren (S. 77 und S. 97) – obgleich Linton weiß, daß auch die »liberal educators« geneigt waren, »pre-industrial age relations in family and workshop« (S. 227) zu idealisieren? Vielleicht hätte ein gelegentlicher Blick auf die Jugendfürsorge (für die als »verwahrlost« geltenden Unterschichtenjugendlichen), die in hohem Maße durch die Arbeit der modernisierungsskeptischen – weil den Zusammenhang zwischen Industrie und Verwahrlosung voreingenommen deutenden – konfessionellen Verbände und Einrichtungen geprägt war, Linton davor bewahrt, die mitunter fragile Modernität der »Moderne« zu übersehen. Aber ein solcher Hinweis schmälert den am Beginn der Rezension wiedergegebenen Eindruck einer in vieler Hinsicht gelungenen Darstellung nicht.

Marcus Gräser, Bad Vilbel